

Sprache im Konflikt

Zur Rolle der Sprache
in sozialen, politischen und
militärischen Auseinandersetzungen

Herausgegeben von
Ruth Reiher

Sonderdruck



Walter de Gruyter · Berlin · New York
1995

Deutsche Nation

Zur Geschichte eines Leitbegriffs im Deutschland vor und nach der Wiedervereinigung

DIETRICH BUSSE (Köln)

1. Vorbemerkung
2. Historische und politische Probleme der Entstehung eines deutschen Nationalstaates
3. Geschichte des Begriffs *Nation* und des nationalen Diskurses in Deutschland
4. Der Nationsbegriff im modernen Deutschland vor und nach der Wiedervereinigung
5. Ausblick
6. Literatur

1. Vorbemerkung

Es gibt eine spezifisch deutsche Geschichte der politischen und historischen Leitvokabel *Nation*, die sich von der begriffsgeschichtlichen Entwicklung in anderen europäischen Staaten bzw. Sprachen eklatant unterscheidet. Diese Sonderentwicklung hängt mit dem „Sonderweg“ zusammen, den Deutschland hinsichtlich seiner Einigung zu einem Nationalstaat in den letzten zweihundert Jahren gegangen ist. Die vierzigjährige Teilung in zwei deutsche Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg hat diese Sondersituation bis ans Ende des 20. Jahrhunderts verlängert; und auch nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik hat sich an den äußeren Problemen der deutschen Nation noch nicht viel geändert. So sprach der ostdeutsche Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer von der „Spaltung in der Einheit und Spaltung durch die Einheit“, die im wiedervereinigten Deutschland zwischen den Bevölkerungen in Ost und West nach wie vor bestehe.¹ Diese innere Spaltung, die die Ausbildung einer einheitlichen

¹ Fernsehinterview „Wortwechsel“, Südwestfunk, 3. Programm, 4. 10. 1992.

nationalen Identität in Deutschland in näherer Zukunft wohl nicht erwarten läßt, ist in der deutschen Geschichte eher der Normalzustand als eine Ausnahme gewesen. Dies hat sich auch auf die Begriffsgeschichte von *Nation* ausgewirkt. Diskursleitend für das deutsche Nationsbewußtsein ist der Topos von der „*schwierigen Nation*“ gewesen, mit dem sich sowohl Deutsche selbst bezeichnet haben, der aber auch als Fremdbezeichnung von außen verwendet wurde. Noch 1992 hat Bundeskanzler Helmut Kohl in seiner Ansprache bei der Trauerfeier für seinen Amtsvorgänger Willy Brandt den Verstorbenen unter anderem mit dem Satz gewürdigt: „Angesichts seiner eigenen Erfahrungen mit zwei totalitären Diktaturen wußte Willy Brandt auch, daß dieses Deutschland ein schwieriges Vaterland ist.“² Kohl bezog sich damit – vielleicht nicht wissentlich, aber zumindest implizit – auf eine Äußerung des früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann, der 1969 in seiner Antrittsrede geäußert hatte: „Es gibt schwierige Vaterländer. Eines davon ist Deutschland.“³ Deutschland, die „*schwierige*“ Nation, Deutschland, die *verspätete*,⁴ die *verunsicherte*, die *verwirrte*,⁵ die *verletzte*,⁶ die *zerrissene* – oder jüngst gar die *überforderte*⁷ Nation – solche und ähnliche Bemerkungen über den deutschen Staat, die deutsche Gesellschaft oder gar die Deutschen selbst sind Legion; sie erscheinen nicht nur als Buchtitel, in Aufsätzen, in Kommentaren, in politologischen, soziologischen und historiographischen Veröffentlichungen, sie treten mit überraschender Häufigkeit etwa auch in politischen Reden selbst auf – und zwar nicht erst heute oder nach 1945, sondern teilweise schon viel früher, mitunter schon Anfang des 19. Jahrhunderts. In welchem Kontext solche Äußerungen auch immer getan wurden, sie haben wenigstens eines gemeinsam: Sie drücken aus, daß in Deutschland die nationale Identität, d. h. das Verständnis von *Nation* und das Selbstverständnis als Nation, für die Deutschen unterschiedlicher Epochen ein gewichtiges Problem darstellte und noch immer darstellt.

Der neuerlich aufkommende Nationalismus im wiedervereinigten Deutschland weist ebenso auf vorhandene Unsicherheiten hin wie der

² *Süddeutsche Zeitung* vom 19. 10. 1992, S. 6.

³ Zit. nach Greiffenhagen (1979, 5).

⁴ Titel des Buches von Plessner (1959).

⁵ Die *Verwirrten Deutschen*, Titel eines Buches von Manfred Rommel.

⁶ Titel des Buches von Noelle-Neumann/Köcher (1987).

⁷ F. C. Delius, nach *Süddeutsche Zeitung* vom 2./3./4. 10. 1992, S. 19.

Hinweis in Zeitungskomentaren, die Deutschen beschäftigten sich wieder einmal zu sehr mit sich selbst.⁸ Die zunehmende Intensität des Diskurses über „die deutsche Nation“ oder das „nationale Selbstbewußtsein“ ist kennzeichnend für eine Entwicklung, die ihren Niederschlag auch in semantischer Hinsicht findet. So kritisierte kürzlich der Ministerpräsident eines westlichen Bundeslandes, daß die Deutschen noch immer einen „völkischen Nationalbegriff“ verwendeten⁹; mit anderen Worten: Sie seien nicht nur in ihrem Nationalbewußtsein, sondern auch in ihrem Nationsbegriff hoffnungslos anachronistisch. Hier zeigt sich, daß die historische Verspätung Deutschlands als Nation auch in der Gegenwart immer noch ihre Spuren hinterläßt. Insofern diese fehlende Modernität Deutschlands im osteuropäischen Kontext von vielen westdeutschen Kritikern vor allem den Ostdeutschen angekreidet wird (ob zu Recht oder zu Unrecht, sei hier einmal dahingestellt), enthält die Semantik des deutschen Nationsbegriffs ein Konfliktpotential, das durch die Vereinigung beider deutscher Staaten erheblich verstärkt worden ist.

2. Historische und politische Probleme der Entstehung eines deutschen Nationalstaates

Zum besseren Verständnis der Sonderentwicklung in der Begriffsgeschichte von *Nation* in Deutschland sei zuvor an die historischen Fakten erinnert, die zu einer verspäteten nationalstaatlichen Einigung geführt haben (zur „verspäteten Nation“, wie Helmuth Plessner (1959) die deutsche Sonderentwicklung auf den Begriff gebracht hat). Dazu gehören vor allem:

1. Der als Folge des Dreißigjährigen Krieges seit dem Westfälischen Frieden von 1648 verfestigte Partikularismus der deutschen Klein- und Mittelstaaten, der einerseits von den äußeren Mächten aufgezwungen, andererseits aber auch von den deutschen Fürsten selbst gewollt war. Er verhinderte – zusammen mit der Religionsspaltung und dem aufkommenden Dualismus zwischen Preußen und Österreich – sowohl die Bildung eines einheitlichen Territoriums wie eines gemeinsamen Staatsgebildes. So forderte etwa noch 1850 Bismarck, daß niemals zugelassen

⁸ So Josef Joffe: „Deutschland im Brennglas“, Kommentar in der *Süddeutschen Zeitung* vom 10./11. 10. 1992, S. 4.

⁹ Rudolf Scharping, nach *Süddeutsche Zeitung* vom 13. 10. 1992.

werden dürfe, „daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung“.¹⁰

2. Die Unmöglichkeit, in der europäischen Mittellage Deutschlands diejenige Einheit von Sprache, Territorium und Staat herzustellen, die nach modernem Verständnis für eine Nation kennzeichnend ist. Wenn man den modernen, seit der französischen Revolution in Europa vorherrschenden Begriff der *Nation* definiert als 'eine durch die Einheit von Sprache, Territorium und Staat begründete Gemeinschaft von Menschen', dann wird ersichtlich, daß es in Deutschland stets an allen drei Bedingungen der Nationsbildung zugleich gemangelt hat: Wegen des Partikularismus gab es keinen einheitlichen Staat (das *Heilige Römische Reich* war längst ein politischer Leichnam); die deutsche Sprache wurde auch in Gebieten gesprochen, die sich längst von Deutschland losgelöst hatten (siehe die Schweiz); und schließlich umfaßten deutsche Staaten Territorien, in denen kein Deutsch gesprochen wurde (siehe etwa das östliche Preußen oder Böhmen und Mähren), und die z. T. noch nicht einmal zum Reich gehörten (wie Ungarn). Dies alles hat dazu geführt, daß selbst auf dem Höhepunkt der deutschen Einigungsbestrebungen Mitte des 19. Jahrhunderts niemals eindeutig war, was mit *Deutschland* von seiner äußeren Abgrenzung her eigentlich gemeint war. (Erinnert sei hier nur daran, daß noch in der österreichischen Republik nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur Deutsche, sondern auch viele Österreicher – einschließlich der Sozialisten – unter dem Begriff *Deutsche Nation* einen Staat verstanden, der auch Österreich einschließen sollte.) Die vierzigjährige Teilung in zwei deutsche Staaten als Folge des Zweiten Weltkriegs hat die Probleme der Definition von *Deutsche Nation* bis ans Ende des 20. Jahrhunderts verlängert.

3. Die verspätete Modernisierung und Industrialisierung Deutschlands. Der Partikularismus hatte lange die Bildung eines einheitlichen Wirtschaftsraums verhindert, der die Voraussetzung für den Aufbau moderner Wirtschaftsstrukturen war. Es wird oft vergessen, daß die deutsche Einheit im 19. Jahrhundert nicht nur aus politischen, sondern – wie etwa von Friedrich List – vehement auch aus wirtschaftlichen Grün-

¹⁰ „Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen anderen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung“. (Rede Bismarcks vor dem Preußischen Abgeordnetenhaus am 3. 12. 1850, zit. nach Meyer/Langenbeck et al. (1966, 75))

den gefordert worden war. Wenn sich die deutschen Fürsten nach 1848, eher widerwillig, auf den Prozeß der zunehmenden staatlichen Einigung einließen, dann nur deshalb, weil sich die Beseitigung der über vierzig Zoll- und Währungsgrenzen und die damit verbundene Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraums nicht länger aufschieben ließ, wollte man nicht vollends den Anschluß an die Moderne verpassen. Bismarcks Zollunion und der auf ihr aufbauende Norddeutsche Bund waren wichtigere Faktoren der deutschen Staatsbildung im 19. Jahrhundert als die republikanischen Schwärmereien des Bildungsbürgertums. (Man vergleiche die Parallelität mit der durch die Währungsunion vorbereitete, aber zugleich auch erzwungene Vereinigung der BRD mit der DDR).

4. Das Fehlen eines politisch mächtigen Wirtschaftsbürgertums. Die französische Revolution konnte vor allem auch deshalb gelingen, weil der Dritte Stand, d. h. das wirtschaftlich zunehmend stärker gewordene Bürgertum, ein nicht mehr zu übergehender Machtfaktor geworden war. In Deutschland existierte ein vergleichbar mächtiges Bürgertum infolge kleinstaatlicher Zersplitterung und dadurch bedingter Verspätung des wirtschaftlichen Aufschwungs nicht. Statt dessen gab das Bildungsbürgertum den Ton an. Außerdem gab es in Deutschland eine schon von Tocqueville so bezeichnete¹¹ „Mittelklasse“ von Staatsbeamten, die aufgrund ihrer Funktion eher auf Seiten der herrschenden Fürsten standen und keinen Anlaß sahen, ein Standesbewußtsein gegen diese, d. h. als eine bürgerliche Freiheitsrechte einfordernde revolutionäre Klasse zu entwickeln.

All diese Faktoren (und noch andere) haben dazu geführt, daß der erste deutsche Einheitsstaat erst 1871 durch die Politik Bismarcks geschaffen wurde; es war eine Einheit von oben, aufgrund machtpolitischer Entwicklungen und wirtschaftlicher Notwendigkeit, unter der Hegemonie Preußens und ohne bürgerliche Freiheitsrechte, die so erreicht war. Wie wenig diese brüchige Einheit als Bildung einer Nation im modernen westeuropäischen Sinn aufgefaßt werden kann, zeigt eine Bemerkung Bismarcks selbst, der 1863 schrieb: „Für deutsche Nationalität habe ich gar keinen Sinn, mir ist ein Krieg gegen den König von Bayern oder Hannover gerade so viel wie gegen Frankreich.“¹² Und einer seiner Mit-

¹¹ Alexis de Tocqueville: *L'ancien régime*, (dt. Ausg.) S. 284; zit. nach Sauer (1962, 168).

¹² Brief an den Grafen von Thun; zit. nach Schweitzer (1979, 23).

arbeiter äußerte sogar weit nach 1871, daß die eigentliche innere Reichsgründung noch ausstehe.¹³

Die mangelnde innere Einheit des Deutschen Reiches hatte verschiedene Facetten: Es gab eine Vielfalt der Verfassungsformen, die von den beinahe konstitutionellen Monarchien in den süddeutschen Staaten bis zur Quasi-Diktatur einer vom Militär beherrschten Bürokratie in Preußen reichte; relativ weitgehende parlamentarische Mitbestimmungsrechte in einigen Staaten kollidierten mit dem anachronistischen, aber bis 1918 beibehaltenen Dreiklassenwahlrecht in Preußen. Hochindustrialisierte Regionen im Westen standen gegen Junkerherrschaft und rein agrarische Wirtschaft im Osten. Auch politisch war das deutsche Reich gespalten: Bismarck benutzte den ständigen Kampf gegen abwechselnde angebliche Reichsfeinde als Instrument, um den stets labilen Zusammenhalt seines Staatswesens zu stützen. Ob „Ultramontane“ und „Römlinge“ im Kulturkampf gegen die katholische Kirche, ob „vaterlandslose Gesellen“ bei den Sozialdemokraten, ob „englandhörige Welfen“ bei den ihre politische Unabhängigkeit beanspruchenden Anhängern des von Preußen einverleibten Königreichs Hannover oder die Polen in den östlichen Gebieten Preußens – stets gab es einen innerstaatlichen Gegner, gegen den Bismarck die Einheit der übrigen immer wieder vorübergehend herstellen konnte. Der von ihm nach 1871 gepflegte oder unterstützte verbale Nationalismus war daher ein entscheidendes Mittel zur Überspielung der staatlichen, konfessionellen, sozialen und ökonomischen Zerrissenheit des von ihm geschaffenen Staatsgebildes. Die „eine deutsche Nation“ war daher auch in dem später immer wieder als leuchtendes Vorbild hingestellten Kaiserreich von der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Realität her ebenso eine Fiktion wie heute im wiedervereinigten Deutschland.

Deutschland fehlte somit der entscheidende Impuls zur nationalen Selbstkonstitution des Volkes durch eine demokratische und womöglich republikanische Verfassung als dem wesentlichen Merkmal einer modernen Nation und des modernen Nationsbegriffs. Deutschland war, wie man es mit einer Definition des Soziologen Lepsius sagen kann, eine rein obrigkeitstaatlich und machtpolitisch hergestellte Staatsnation, die sich nach innen als Volksnation und Kulturnation zu legitimieren, und so ihre nationale Identität zu finden suchte, während der für die anderen modernen Nationen entscheidende identitätsstiftende Akt der Bildung

¹³ Zit. nach Sauer (1962, 179, Fn. 49).

einer Staatsbürgernation ausgeblieben war. (Lepsius 1982, 12 ff.) Es ist ein weiteres Merkmal der historischen Verspätung Deutschlands als Nation wie als Demokratie, daß ein auf staatsbürgerlichen Rechten beruhender Staat zweimal, und zwar 1918 und 1949, nicht aufgrund innerer freiheitlicher Impulse gegen das alte Regime erkämpft, sondern nur als unabwendbares Resultat eines Zusammenbruchs hingenommen worden war. Auch in der Bundesrepublik und der DDR war die deutsche Nation daher keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Problem: Zum einen existierten zwei deutsche Staaten, so daß die Nation wieder (oder weiterhin) gespalten war, zum anderen war der deutsche Nationalstaatsgedanke durch Ersten und Zweiten Weltkrieg und nationalsozialistische Verbrechen zunächst einmal vollständig desavouiert; und schließlich, was die jüngste Periode nach der Wiedervereinigung betrifft, stehen der nunmehr vereinigte deutsche Staat und seine Bevölkerung vor den immensen Problemen einer neuerlichen und erheblichen sozialen, ökonomischen und sicherlich z. T. auch kulturellen inneren Spaltung.

3. Geschichte des Begriffs *Nation* und des nationalen Diskurses in Deutschland

Neben die außenpolitischen und innenpolitischen Aspekt dessen, was Deutschland in der Geschichte und heute noch zu einer „*schwierigen Nation*“ gemacht hat, treten als weiterer wesentlicher Aspekt die in der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte, in den Wandlungen und Besonderheiten des deutschen nationalen Selbstverständnisses und des deutschen Begriffs von *Nation* begründeten inneren, sozusagen subjektiven Gründe für die deutsche demokratische und nationale Verspätung und Sonderrolle. Die sich im 19. Jahrhundert von der bis dahin gemeinsamen europäischen Tradition abspaltende Begriffsgeschichte von *Nation* im Deutschen ist ein wichtiges Indiz für abweichende Bewußtseinslagen in staatspolitischer Hinsicht.

Man kann die Geschichte dieses Begriffs in zwei seit dem frühen Mittelalter parallel laufende Bedeutungsstränge zusammenfassen. Nach der einen Variante wird durch ihn eine durch Herkunft, geographische Lage, Sprache, Sitten und Gebräuche (nie aber durch ein Moment allein) miteinander verbundene Menge von Menschen bezeichnet.¹⁴ Dieser zu-

¹⁴ Vgl. dazu den Überblick von Dierse/Rath (1971, Sp. 406 ff., ebd., 407).

nächst gemeinsame europäische Bedeutungsstrang ist der Ursprung des im 19. Jahrhunderts nur im Deutschen noch zentral bleibenden Verständnisses von *Nation* im Sinne von ‚Kulturnation‘ und ‚Volksnation‘. Die Deutschen tradieren also nicht nur überkommene obrigkeitsstaatliche Strukturen und Mentalitäten länger als die anderen westlichen Nationen, sondern sie halten, wenigstens in ihrer Mehrheit, noch weit bis ins 20. Jahrhundert am vorrevolutionären Verständnis von *Nation* fest. Dies wird deutlich, wenn der inzwischen zum SPD-Vorsitzenden avancierte Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz es noch 1992 für notwendig hielt zu fordern, Deutschland müsse von seinem „völkischen Nationalbegriff“ abgehen.¹⁵

Der zweite Strang der Bedeutungsentwicklung dieses Begriffes setzt seit Ende des Mittelalters ein: *Nation* wird zum politischen Begriff; gemeint sind damit zunächst die herrschenden Stände, die an der Staatslenkung mitwirken. So definiert Montesquieu: „La nation, c'est-à-dire les seigneurs et les évêques.“¹⁶ Noch 1817 versucht ein Gegner der französischen Revolution und des durch diese geprägten neuen Begriffs der Staatsbürgernation die alte Definition zu verteidigen: „Mais qu'est-ce qu'une nation? C'est le souverain et l'aristocratie.“¹⁷ Man kann vermuten, daß eben dieses Verständnis von *Nation* als der Gesamtheit der herrschenden Stände noch vorherrschend ist, wenn in dem auf dem Wormser Reichstag von 1495 unter Maximilian verabschiedeten sogenannten „Ewigen Landfrieden“ erstmals vom „Hailig Reich und Teutsch Nation“¹⁸ die Rede ist; gemeint sind dann mit diesem Wort zunächst die dort versammelten Reichsstände (d. h. die weltlichen und geistlichen Fürsten und Vertreter der Reichsstädte). Erst mit der Eroberung der politischen Macht durch den dritten Stand in der Französischen Revolution wird der Begriff *nation* auf die am staatlichen Leben mitwirkenden Bürger ausgeweitet, als deren Repräsentanten sich die nunmehr so benannte *assemblée nationale* versteht. Diese neue Definition wird dann von deutschen Intellektuellen und Anhängern der Revolution übernommen. Daß mit der Identifizierung von *Nation* und *Menge der Staatsbürger* aber noch keineswegs eine Identifikation von Staatsvolk und Nation im Sinne

¹⁵ Rudolf Scharping, nach *Süddeutsche Zeitung* vom 13. 10. 1992.

¹⁶ Montesquieu: *De l'esprit des lois*, XXVIII, 9; zit. nach Dierse/Rath, 408.

¹⁷ J. de Maistre, 1817; zit. nach Dierse/Rath, 410.

¹⁸ Ewiger Landfriede vom 7. 8. 1495; zit. nach Zeumer (1904, 225).

heutiger Demokratie gemeint sein muß, zeigt eine Definition aus Immanuel Kants *Anthropologie* von 1798:

Unter dem Volk (populus) versteht man die in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen, in so fern sie ein Ganzes ausmachen. Diejenige Menge oder auch der Teil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (gens); der Teil, der sich von diesen Gesetzen ausnimmt (die wilde Menge in diesem Volk) heißt Pöbel (vulgus), dessen gesetzwidrige Vereinigung das Rottieren ist; ein Verhalten, welches ihn von der Qualität des Staatsbürgers ausschließt. (Kant 1964, 158 f.)

Bestimmend für den deutschen Wortgebrauch (und damit das deutsche Nationsbewußtsein) wird diese hier von Kant schon übernommene Prägung im Sinne von ‚Staatsbürgernation‘ allerdings nicht. Spätestens mit dem Scheitern der Bemühungen um die demokratische Selbstkonstitution der Deutschen als Staatsvolk 1849 gewinnt das Verständnis von *Nation* im ethnischen oder kulturellen Sinne, d. h. als Volksnation oder Kulturnation, Oberhand, das allerdings auch wohl vorher schon von einer Mehrheit geteilt wurde. Man kann dafür verschiedene Gründe angeben. Zum einen war das deutsche Bürgertum (wie gezeigt) aufgrund der verspäteten wirtschaftlichen Entwicklung nach 1849 noch weit davon entfernt, jenen Einfluß und jene Macht geltend machen zu können, die ursächlich für das Gelingen der Revolution von 1789 gewesen waren. Zudem war ein Teil des Bürgertums Vertreter der Obrigkeit und hatte daher keinerlei Interesse an deren Entmachtung. Entscheidend dürfte daher sein, daß Träger des Nationsbewußtseins und daher auch der nationalen Einigungsbestrebungen in Deutschland das Bildungsbürgertum war – nur dieses war zu sozialer Macht aufgestiegen – und nicht das Wirtschaftsbürgertum wie in Frankreich. „Das Bürgertum versammelte sich im Konzertsaal, nicht auf dem Forum, Harmonien suchend, nicht Differenzen.“ beschreibt der Soziologe Harry Pross (1991, 101) diesen Zustand. Wirtschaftlich schwach und meist in seinem Status abhängig von den herrschenden Obrigkeiten, stand dem Bürgertum als politische Waffe lediglich die Mobilisierung der öffentlichen Meinung zur Verfügung (Vgl. Sauer 1962, 168). Die reale Machtlosigkeit machte das Bildungsbürgertum zusammen mit der ihm eigenen Ausbildung und Interessenlage empfänglich für eine romantische, von historischen Mythen gespeiste Prägung des Nationalverständnisses im Sinne einer Kultur- und Volksnation. So sieht etwa Plessner (vgl. 1959, 18 ff.) einen der wesentlichen Gründe für das spezifische deutsche Verständnis von *Nation* in dem Vorherrschen der romantischen Bewegung zu Anfang des 19. Jahrhun-

derts. Anders als Engländer oder Franzosen konnten die Deutschen nicht auf das historische Integrationserlebnis einer „glorious revolution“ oder den nationalen Glanz eines Sonnenkönigs und seines Zentralstaates zurückblicken; sie mußten, wollten sie die Notwendigkeit einer staatlichen und gesellschaftlichen Einheit historisch und emotional begründen, viel weiter in die Geschichte hinabsteigen. Romantische Geschichtssehnsucht mußte bis auf die angebliche Blütezeit eines *Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation* im Hochmittelalter zurückgreifen, um nationale Identität, die in der Gegenwart politisch nicht vorhanden war, wenigstens in der Welt des Geistes zu erzielen. Diese Ausbildung der Nationalstaatsidee in schwärmerischen Bekundungen machtloser Bildungsbürger, zunächst ohne jeden Kontakt zur politischen Realität, hat den sarkastischen Heine in seinem Gedichtwerk *Deutschland, ein Wintermärchen* (Caput. VII, 7. Strophe) zu der Bemerkung veranlaßt, die Deutschen besäßen die Herrschaft nur „im Luftreich der Träume“. Und im gleichen Tenor dichtete Ernst Scherenberg: „Mein Deutschland – Du bliebst Poesie.“¹⁹

Da eine solche romantische Rückwärtswendung des Nationsbegriffs aber, ohne wirkliche empirisch-historische Grundlage, mehr über die Bewußtseinsverfassung der Zeit als über echte historische Traditionslinien aussagt, trat die Rechtfertigung der eigenen, gegenwärtigen Lebensformen aus der Geschichte an die Stelle der fehlenden einheitlichen deutschen Gesellschaft (Vgl. Plessner 1959, 18). Die Hervorhebung und Verherrlichung der angeblich „typisch deutschen“ Eigenschaften und Vorzüge, die seit dem 18. Jahrhundert zu beobachten ist und in den Befreiungskriegen gegen Napoleon einen ersten Höhepunkt erreicht, hat hier ihren Ursprung. Die vorwiegend lutherisch geprägte religiöse Haltung mit der ihr eigenen Entpolitisierung und Entweltlichung des Protestantismus und der damit einhergehende Hang zur Innerlichkeit hat die romantische Rückwärtsorientierung ebenfalls stark beeinflußt. (Man denke nur daran, daß der Pietismus seinen Höhepunkt im Zeitraum der Französischen Revolution hatte.) Das deutsche Nationsbewußtsein wurde daher im 19. Jahrhundert weitgehend durch eine romantisch wiederbelebte Reichsidee geprägt, die gegenüber staatsbürgerlichen Rechten und Freiheiten indifferent war. Der Begriff der *Nation* war weitgehend ein deon-

¹⁹ Zit. nach Blum (1897, 13).

tischer²⁰, ein Sollensbegriff²¹, er bezeichnete keine politische Realität, sondern etwas, das als Ziel kühner Träume überhaupt erst herzustellen war. Max Weber (1972, 528) hat den Begriff daher auch der Wertsphäre zugeordnet. Wie die Entwicklung nach 1871 gezeigt hat, konnte die romantische, gegenüber staatsbürgerlichen Freiheitsrechten indifferente Reichsidee von Bismarck für das neugegründete Preußen-Deutschland reklamiert und zur nationalen Identitätsstiftung auch ohne das Erlebnis der demokratischen Selbstkonstitution als Staatsbürgernation eingesetzt werden.

Im deutschen nationalen Selbstverständnis und im deutschen Begriff von *Nation* gewannen daher vor allem im 19. Jahrhundert angebliche kulturelle Vorzüge und Mentalitätsfragen als identitätsstiftende Ideen die Oberhand über politische Aspekte. Das „deutsche Wesen“, an dem dann später „die Welt genesen“ sollte, ist hier entstanden und ohne das 19. Jahrhundert nicht zu denken und nicht zu verstehen. Die Idee der Volksnation, die mit uneindeutigen ethnischen Kriterien operiert, enthält ebenso wie die der Kulturnation stets ein latentes Potential zur Abwertung anderer Völker als minderwertig und zur Aufwertung des eigenen Volkes als höherwertig (Vgl. dazu Lepsius 1982, 18). Anders als in anderen westeuropäischen Nationen, wo solche Gedanken gelegentlich auch eine Rolle für den Nationsbegriff gespielt haben mögen, wo sie aber vom Gedanken der Staatsbürgernation überlagert wurden, sind diese Ideen in Deutschland konstitutiv für das Nationsbewußtsein und damit auch geschichtsmächtig geworden. Eine besondere Rolle spielt dabei, daß sich in Deutschland das nationale Selbstverständnis erst in Abgrenzung nach außen, d. h. in den Befreiungskriegen gegen Napoleon voll entwickelt hat. Dies hat dazu geführt, daß auch inhaltlich die deutsche Einheit und die deutsche Nation als gegen das Ausland gerichtet definiert wurden. Symptomatisch dafür ist das damals berühmte Gedicht Ernst Moritz Arndts (o. J., 126)²²:

Was ist des Deutschen Vaterland?

²⁰ Eine Begriffsprägung von Hermanns (1989, 69 ff.).

²¹ So Sulzbach (1962, 154).

²² Wenn der damals amtierende Bundesratspräsident und mecklenburgisch-vorpommersche Ministerpräsident Bernd Seite anläßlich der Feierstunde zum Tag der deutschen Einheit am 3. 10. 1992 die Eingangsfrage des Gedichtes „des Rügeners Arndt“ zitiert (zit. nach der Fernsehaufzeichnung des Staatsakts), dann sollte er sich zuvor vielleicht über den problematischen Kontext seines Zitates informieren, um falsche Anklänge zu vermeiden.

So nenne mir das große Land!
 So weit die deutsche Zunge klingt. [...]
 Das ist des Deutschen Vaterland,
 Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
 Wo jeder Franzmann heißet Feind,
 Wo jeder Deutsche heißet Freund,
 Da soll es sein.

Die Abgrenzung nach außen war dabei eine doppelte: Sie richtete sich zum einen gegen die verfeinerte Lebensweise im Westen (d. h. die der Franzosen, aber auch des eigenen Adels); siehe den „welschen Tand“ bei Arndt. Sie richtete sich aber zugleich gegen die angebliche Kulturlosigkeit der Slawen, d. h. gegen die Polen im Osten, wie etwa aus Gustav Freytags Roman *Soll und Haben* (1855) deutlich wird.

In diesem Roman sind alle Aspekte des spezifisch deutschen Nationsbegriffs in bemerkenswerter Verdichtung zusammengefaßt. Man könnte ihn vielleicht den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts schlechthin nennen (oder vielleicht treffender: den Roman des „Deutschtums“). Dieses schon 1855 erschienene Buch ist bis fast in unsere Tage hinein immer wieder in hohen Stückzahlen aufgelegt und verkauft worden. Es war bis in die sechziger Jahre ein klassisches Konfirmationsgeschenk und fehlte wohl in kaum einer bildungsbürgerlichen Bibliothek. Der Roman enthält neben dem Zentralmotiv der sozialen und wirtschaftlichen Emanzipation des Bürgertums (das allerdings frei von allen demokratischen Ambitionen bleibt), eine gehörige Portion fein dosierten Antisemitismus und Kulturchauvinismus – vor allem gegen Osten gerichtet. Der Held des Romans, Anton Wohlfahrt, begründet gegenüber seinem kosmopolitisch eingestellten Freund Fink, warum er, der Kaufmann, in der von Preußen besetzten polnischen Landschaft das Gut eines Adligen gegen die Angriffe der polnischen Freiheitskämpfer verteidigen und erhalten will. Es ist der Stolz auf das deutsche Wesen, auf die Überlegenheit der deutschen Kultur, die er zur Legitimation anführt: „Auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit“, mit anderen Worten: „deutsche Tüchtigkeit“; dies alles rechtfertigt für ihn, „als einer von den Eroberern, [...] für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über den Boden abgenommen [zu] haben“ (ebd., 680 f.).²³

²³ Aus einem Gespräch zwischen Anton Wohlfahrt und seinem Freund Fink über Bleiben oder Gehen auf dem Gutshof im polnischen Teil Preußens: „In einer wilden Stunde habe ich erkannt“, fuhr Anton fort, „wie sehr mein Herz an dem Lande hängt, dessen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weshalb ich in der Landschaft stehe. Um uns herum ist für den Augenblick alle gesetzliche Ordnung aufgelöst,

Alles Polnische ist negativ dargestellt: der Ackerboden „vernachlässigt“, die Ställe „erbärmlich“, die Frauen „unsauber“, die Männer „kein Vertrauen einflößend“, das Vieh „schlechte Rasse“, die Gebäude „trostlos“ und die Wohnhäuser „dürftig“. Dagegen ist alles Deutsche positiv dargestellt und eben: typisch deutsch: das Dach „repariert“, ein kleiner Garten angelegt, das Kind brav und blond, die Frau sauber und ordentlich, der Mann jung und stattlich, das Zimmer behaglich, der Kaffee brodelt auf dem Herd, und ein Gesangbuch und eine Rute sind, als Symbole deutscher Zucht und Sitte, natürlich auch vorhanden (Vgl. ebd., 554 ff.). In diesem Roman kann man schon sehr früh das Entstehen jener problematischen und spezifisch deutschen Mischung aus mangelndem Staatsbürgerbewußtsein, Obrigkeitshörigkeit, Überbetonung angeblich deutscher Eigenschaften und aggressiver Wendung dieses völkischen Selbstbewußtseins nach außen beobachten, die zum Topos des Deutschenbildes (und wohl auch zur deutschen Realität) im 20. Jahrhundert werden sollte und auch den deutschen Nationsbegriff entscheidend geprägt hat.

Die Ausbildung des deutschen Nationsbegriffs im Kampf gegen die napoleonische Besetzung ist daher für die deutsche Bewußtseinslage doppelt verhängnisvoll gewesen: Die geschichtliche Konstellation der Befreiungskriege bewirkte, daß der Kampf für nationale Unabhängigkeit, d. h. für die Freiheit nach außen, Hand in Hand mit dem fürstlichen Obrigkeitsstaat ausgetragen wurde. Dieser kämpfte aber nicht nur um die

ich trage Waffen zur Verteidigung meines Lebens, und wie ich hundert andere mitten in einem fremden Stamm. Welches Geschäft auch mich, den einzelnen, hierher geführt hat, ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über diesen Boden abgenommen haben. Wir und die Slawen, es ist ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinde ich: auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit. Was die polnischen Gutsbesitzer hier in der Nähe geworden sind – und es sind viele reiche und intelligente Männer darunter –, jeder Taler, den sie ausgeben können, ist ihnen auf die eine oder andere Weise durch deutsche Tüchtigkeit erworben. Durch unsere Schafe sind ihre wilden Herden veredelt, wir bauen die Maschinen, wodurch sie ihre Spiritusfässer füllen; auf deutschem Kredit und deutschem Vertrauen beruht die Geltung, welche ihre Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbst die Gewehre, mit welchen sie uns zu töten suchen, sind in unseren Gewehrfabriken gemacht oder durch unsere Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, sondern auf friedlichem Wege, durch unsere Arbeit, haben wir die wirkliche Herrschaft über dieses Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volk der Eroberer hier steht, der handelt feige, wenn er jetzt seinen Posten verläßt.“ (ebd., 680 f.)

äußere Unabhängigkeit, sondern zugleich gegen die Ausbreitung der Ideen der Französischen Revolution (Vgl. dazu Röhrich 1983, 12). Damit fielen aber der Kampf um die äußere Freiheit und derjenige für die inneren, staatsbürgerlichen Freiheiten auseinander. „Freiheit“ als nationales Ziel konnte daher immer auch als „Freiheit nach außen“ dekliniert werden, hinter der die Freiheit im Inneren zurückzutreten habe. Diesen Aspekt des deutschen nationalen Selbstbewußtseins hat dann besonders Bismarck im Kaiserreich funktionalisiert. Fatal wurde diese Spaltung des Freiheitsbegriffs vor allem während der 1848er Revolution: Sprachen die Fürsten von „nationaler Freiheit“, dann meinten sie damit stets nur die staatliche Unabhängigkeit nach außen, während viele Bürger und Abgeordnete der Paulskirche damit natürlich zunächst die innere, staatsbürgerliche Freiheit meinten. Im Zweifel traten aber auch die Anhänger nationaler und demokratischer Bestrebungen zuerst für die äußere Freiheit ein, wie schon aus einer Rede auf dem Hambacher Fest, jener Versammlung der Demokraten im Jahr 1832, deutlich wird, wo der Redner Wirth ausführte, „[...] daß vielmehr bei jedem Versuche Frankreichs, auch nur eine Scholle deutschen Bodens zu erobern, auf der Stelle alle Opposition im Innern schweigen und ganz Deutschland sich gegen Frankreich erheben würde und müßte [...] – über alles dieses kann unter Deutschen nur eine Stimme herrschen.“ (Zit. nach Blum 1897, 46) Der Spruch Kaiser Wilhelms bei Ausbruch des ersten Weltkrieges: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“ und die diesem Spruch entsprechende Zustimmung der sozialdemokratischen Opposition zu den Kriegskrediten waren also durch Haltungen bestimmt, die im deutschen Bürgertum bereits seit langem angelegt waren. Der Vorrang der äußeren Freiheit vor der inneren war damit schon früh im Deutschen Nationsbewußtsein verankert.

Aus soziologischer Sicht ist es durchaus zweifelhaft, ob so etwas wie „deutsches Nationsbewußtsein“ oder „deutsche Mentalität“ überhaupt existiert und ob sich dahinter nicht nur Vorurteile verbergen. Sieht man jedoch Aussagen zur nationalen Identität der Deutschen durch, um durch sie ein besseres Verständnis für die Entwicklung des deutschen Nationsbegriffs zu bekommen, so ist schon erstaunlich, wie festgefügt und übereinstimmend die Urteile von Deutschen über Deutsche sind, und zwar ganz unabhängig davon, von welcher Seite des politischen Spektrums sie stammen. Dies gilt für Aussagen, die den Deutschen Sklavenmentalität (wie Heine [vgl. o. J., 463]) oder Untertanenverhalten (wie Max Weber [zit. nach Sauer 1962]) attestieren oder sie schlicht als poli-

tikfeindlich und damit -unfähig qualifizieren (wie Thomas Mann [zit. nach Greiffenhagen, 1979, 35]); das gilt aber auch für Aussagen, die ihr „unentwickeltes Nationalgefühl“²⁴ oder sogar ihren „Kosmopolitismus“²⁵ beklagen, wie konservative Redner es selbst auf dem Höhepunkt des deutschen Nationalismus tun. Ich kann in diesem Zusammenhang auf solche Äußerungen und das darin enthaltene Selbstbild der Deutschen nur hinweisen. Deutlich wird aus solchen Zitaten vor allem, daß die Deutschen in nationaler Hinsicht immer ein Volk waren, das sich seiner eigenen Identität nicht sicher war. Dafür spricht schon deren ständige Thematisierung; der gelegentlich überbordende Nationalismus kann als Reaktion auf eine solche Unsicherheit gewertet werden. Diese Unsicherheit schlägt sich im nationalen Diskurs nieder, und zwar u. a. in dem sich durch die ganze Begriffsgeschichte ziehenden Nebeneinander divergierender bis gegensätzlicher, miteinander konkurrierender Nationsbegriffe. Es ist schon überraschend, wie stabil in allen deutschen Parlamenten seit 1867 der Topos des zu schwach ausgebildeten deutschen Nationalbewußtseins geblieben ist. Wenn denn die Deutschen wirklich eine „schwierige Nation“ sein sollten und das nicht nur ein gern

²⁴ „In unserem Nationalgefühl ist doch außerordentlich viel unentwickelt. Wir haben noch viel suchendes“. Rede des Zentrumsabgeordneten Dr. Georg Schreiber im Reichstag am 15. 2. 1923 (zit. nach Schweitzer 1979, 188). Vgl. auch: Ernst Lieber (Zentrumsabgeordneter, im Reichstag am 17. 2. 1899): „Es ist noch gar nicht lange her, daß man in Deutschland vor allen Dingen deutsch zu sein gelernt hat, und vielleicht hat man es in manchen Theilen des Reichs noch heute nicht gelernt. Wir Alten, die wir in der Zeit des Deutschen Bundes groß geworden sind, wir werden aus unserer eigenen Geschichte bezeugen müssen, daß wir in erster Reihe Preußen, Bayern, Sachsen [...] usw. waren und nur ganz nebensächlich Deutsche. [...] Während die uns umgebenden Nationalitäten auf ein viele Jahrhunderte altes Bewußtsein ihres Volkstums zurückblicken, ist bei uns Deutschen das Bewußtsein deutschen Volkstums ein verhältnismäßig noch sehr junges.“ (Zit. nach Schweitzer 1979, 79).

²⁵ Bernhard Graf von Bülow (Reichskanzler, am 16. 3. 1905 im Reichstag): „Gut und edel zu sein ist dem Deutschen im allgemeinen auch heute noch mehr Bedürfnis, als national und politisch geschick und geschickt zu handeln. Wir sind darin gerade umgekehrt wie andere Völker, die sagen und denken: *wright or wrong, my country*. Wir sind nun einmal weltbürgerlich angelegt – ja wohl, das sind wir; wenn Sie, wie ich, lange im Ausland gelebt hätten, so würden Sie wissen, daß das deutsche Volk von allen Völkern am kosmopolitischsten veranlagt ist – wir müssen uns geradezu zwingen, national zu denken, und wie der Augenschein lehrt, gelingt das vielen nicht einmal. Wir haben uns im Laufe unserer Geschichte auch ungefähr für alle fremden Völker begeistert.“ (Zit. nach Schweitzer 1979, 79).

gepflegter Mythos ist, dann vielleicht – unabhängig von allen äußeren Faktoren – allein schon deshalb, weil sie selbst sich für eine solche halten. Ein Indiz dafür mag die nach der Wiedervereinigung aufgekommene neuerliche Aktualität des Topos sein, wonach die Deutschen ein Volk seien, das sich zu sehr mit sich selbst beschäftige. Der Begriff *Deutsche Nation* bleibt daher auch nach der Wiedervereinigung (wie stets in der deutschen Geschichte der letzten zweihundert Jahre) ein deontischer Begriff; d. h. er weist auf etwas hin, das erst hergestellt werden soll, nämlich – je nach gegebener historischer Lage – entweder die äußere Einheit, oder die nach Herstellung der äußeren noch nachzuholende „innere Einheit“. Hinsichtlich solcher Klagen über die fehlende „innere Einheit der Nation“ gleichen sich viele Aussagen aus dem Kaiserreich, der Weimarer Republik und der Bundesrepublik nach der Wiedervereinigung in erstaunlichem Maße. *Nation* verweist daher in Deutschland auch heute noch nicht auf eine selbstverständlich angenommene und akzeptierte Gegebenheit, sondern auf ein politisch und diskursiv zu behandelndes Problem. Die Fülle aktueller Meinungsbekundungen und Feuilletonartikel zu diesem Thema ist ein Beleg dafür.

4. Der Nationsbegriff im modernen Deutschland vor und nach der Wiedervereinigung

Der Philosoph Karl Jaspers meinte in den fünfziger Jahren: „Wir sind mit keinem unserer je dagewesenen Staaten identisch.“ (Zit. nach Greiffenhagen 1979, 35) Dies hat notwendige Auswirkungen auf die deutsche Ausprägung des Nationsbegriffs gehabt. Solange der Begriff *Deutsche Nation* im Sinne der Vereinigung (fast) aller Deutschsprechenden – zumindest unter Einschluß des deutschsprachigen Teils Österreichs – aufgefaßt wurde (und das galt bis weit in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts), war sein Ziel nach außen niemals verwirklicht. Die Spaltung des ehemaligen Deutschen Reiches in zwei Staaten unter Abtrennung ehemaliger Reichsgebiete nach dem Zweiten Weltkrieg hat zunächst ebenfalls dazu geführt, daß die Deutschen ihre Nation nicht mit den gegebenen Staatsgebilden identifizieren konnten. Wie schon im 19. Jahrhundert blieb der Ausdruck *Deutsche Nation* auch nach 1945 noch ein Ziel- und Wunschbegriff. Aber auch die innere Einheit, die nationale Identifikation mit dem gegebenen Staatsgebilde, hat in Deutschland niemals jene Festigkeit angenommen, wie das in den anderen westeuropäi-

schen Nationalstaaten der Fall war. Der im Elsaß geborene Franzose Eric Renan hat am Ende des vorigen Jahrhunderts, also während der deutschen Besetzung seiner Heimat, den Begriff der *Nation* als „sich täglich wiederholendes Plebiszit des Volkes für die nationale und kulturelle Einheit“ definiert.²⁶ Damit meinte er zwar auch, aber nicht nur die gemeinsamen Lebensformen, die Hoch- und Alltagskultur, sondern ebenso die Bekundung des Willens, in einem gemeinsamen Staatswesen leben zu wollen. Seine Definition faßt also Momente der Kulturnation mit solchen der Staatsbürgernation, also der demokratischen Konstitution eines Staatsvolkes, das über seine Angelegenheiten in freier Verfassung selbst entscheidet, zusammen. Ein solcher Begriff von nationaler Identität hat – obwohl er durchaus auch in den Debatten des Reichstages vor 1914 schon eine Rolle gespielt hatte²⁷, in Deutschland fast ein ganzes Jahrhundert gebraucht, um in der Politik Allgemeingut zu werden. Der in Südfrankreich geborene SPD-Abgeordnete Carlo Schmid mußte noch im Bundestag der fünfziger Jahre gegen andersgeartete Vorstellungen für Renans Definition der Nation werben.²⁸ Eine der Ursachen für die mangelnde nationale Identität, die die Deutschen zu einer „verunsicherten Nation“ machten, lag eben darin, daß ein alltägliches Plebiszit, eine alltägliche Zustimmung zum gegebenen Staatswesen schon im Obrigkeitsstaat des Kaiserreichs mit seinen immensen sozialen und politischen Spannungen nicht möglich war. Ein Indiz für diese mangelnde nationale Identifikation in dem laut Bismarck ja angeblich national „saturierten“ Reich ist die Tatsache, daß diese etwa im Reichstag ständig thematisiert wurde. So wurde von rechter Seite beklagt: „Wir müssen uns geradezu zwingen, national zu denken“²⁹ und festgestellt: „in unserem Nationalgefühl ist doch außerordentlich viel unentwickelt. Wir haben noch viel suchendes“.³⁰ Nicht zuletzt die Verschärfung innerer Gegensätze durch Bismarcks ständigen Kampf gegen wechselnde angebliche Reichsfeinde

²⁶ „Une nation est donc une grande solidarité, constituée par le sentiment de sacrifices qu'on a faits et de ceux qu'on est disposé à faire encore. [...] L'existence d'une nation est [...] un plébiscite de tous les jours.“ Eric Renan: *Qu'est qu'une nation?* In: Ders.: *Oeuvres complètes*, Bd. 1, Paris 1947–61, 904. Zit. nach Dierse/Rath (1971, 411).

²⁷ Vgl. die in Schweitzer (1979) abgedruckten Reichstagsreden.

²⁸ Carlo Schmid, Bundestagsrede am 23. 2. 1972 (zit. nach Schweitzer 1979, 484).

²⁹ Vgl. Bülow, Fn. 25.

³⁰ Rede des Zentrumsabgeordneten Dr. Georg Schreiber im Reichstag am 15. 2. 1923 (zit. nach Schweitzer 1979, 188).

(seien es Sozialisten, seien es Katholiken, seien es Welfen), hat eine politische Identifikation mit dem Reich bei relevanten Bevölkerungsschichten zusätzlich hintertrieben. Es ist zu Recht darauf hingewiesen worden, daß in den gefestigten Nationen, etwa in Frankreich, auch die schärfste innerstaatliche Opposition niemals zur Ausgrenzung des Gegners aus dem Ganzen der Nation geführt hat; immer wurden seine Bemühungen als Kampf um die bessere Politik innerhalb der einen Nation verstanden (Vgl. Sauer 1962, 179 ff.). Anders in Deutschland. Nur hier wurde – und zwar bis in die heutige Zeit hinein – innerstaatliche Opposition immer wieder als „reichsfeindlich“, als „vom Ausland“, „von Rom“, „von den Kommunisten“ oder „von Moskau“ gesteuert ausgegrenzt. Die anscheinend bruchlose Anknüpfung an Bismarcksche Vorbilder, die sich etwa in der Beschimpfung der Sozialdemokraten als „vaterlandslose Gesellen“ noch während der Verabschiedung der Ostverträge unter dem Bundeskanzler Willy Brandt Anfang der siebziger Jahre zeigte, könnte fast die erwähnte Skepsis Thomas Manns bestätigen, wonach die Deutschen die Politik nicht wirklich wollten.³¹

All dies sind wichtige Faktoren, welche dann nach 1945 in der Bundesrepublik dazu geführt haben, daß eine Identifikation mit dem gegebenen Staatswesen im nationalen Sinne, etwa auch durch Betonung nationaler Symbole, zunächst nur schwach ausgebildet war. Deutsche Nationalität und deutscher Nationalismus waren nach den Verbrechen der Hitlerzeit vollends diskreditiert. Die deutsche nationale Identität war damit zum zweiten Mal durch eine spezifische deutsche Schmach belastet. Im 19. Jahrhundert lag sie im Mißlingen der demokratischen Verfassungsbemühungen und der Unterwerfung unter einen monarchischen Obrigkeitsstaat. Im 20. Jahrhundert lag diese Schmach darin, daß die nunmehr „einige deutsche Nation“, die das idealisierend überhöhte Leitbild des gesamten 19. Jahrhunderts gewesen war, sich durch übersteigerten Nationalismus, durch kulturelle Selbstherrlichkeit, durch Expansionsdrang und schließlich durch die Verbrechen des Nationalsozialismus als unfriedlich, aggressiv und unberechenbar im Kreis der europä-

³¹ Vgl. die Bemerkung Enzensbergers (1979, 81): „Die rasende Modernisierung Deutschlands hat vor der politischen Sphäre Halt gemacht; hier sehen wir uns nach wie vor in Konflikte verwickelt, die aus dem Jahre 1848 stammen. Das ist ja gerade das Öde und Anachronistische an unseren Kämpfen, daß sie so geführt werden müssen, als stünde uns die bürgerliche Revolution noch bevor, obwohl die militante Bourgeoisie, die dazu nötig wäre, längst nicht mehr existiert.“

schen Völker erwiesen hatte. Der Nationsbegriff war damit sozusagen (auch wenn man solche Metaphern nur vorsichtig verwenden sollte) „befleckt“; es gab dann vor allem für die Bürger der Bundesrepublik kein „reines Ideal“, keinen positiven Anknüpfungspunkt mehr in der deutschen Vergangenheit, an dem ein nationales Selbstbewußtsein, eine Identifikation mit dem eigenen Gemeinwesen, mit seiner Kultur und seiner Geschichte hätte Halt finden können. Konnte der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann während des ersten Weltkrieges im Reichstag den dem Ausland unterstellten Vorwurf gegenüber den Deutschen, „ein Räuber Volk zu sein, sozusagen eine national organisierte Räuberbande von 70 Millionen“, noch als „törichten Verdacht“ zurückweisen, so mußte er doch zugleich anerkennen, daß die „alldesche Porzellanladenpolitik“ der Reichsregierung und der sie stützenden nationalistischen Kräfte an diesem nicht ganz substanzlosen Vorwurf die Hauptschuld trugen.³² Die Verbrechen des Dritten Reiches ließen dann noch nicht einmal mehr eine solche Verteidigung des deutschen Volkes zu; die Schuld war unabweisbar geworden.

Der politische Diskurs der Bundesrepublik Deutschland hat daher bei dem Versuch der Neubestimmung der deutschen nationalen Identität das begriffliche Schwergewicht erstmals auf den Begriff der *Staatsbürgernation* gelegt. Dieser Begriff hatte sich noch in der Weimarer Republik wegen des damals in weiten Kreisen der Bevölkerung noch vorherrschenden Verständnisses im Sinne einer *Kultur- und Volks-Nation* nicht durchsetzen können; jetzt war er gleichsam zur einzigen noch verbliebenen Legitimationsmöglichkeit des demokratischen deutschen Staates geworden. Natürlich erschwerte die Deutsche Teilung bis 1989 eine Identifikation des jeweiligen Teilstaates mit der *Deutschen Nation*. Immerhin hielten aber Politiker beider Staaten zunächst an der Idee der einen deutschen Nation fest. In der Bundesrepublik wurde dieses Ziel niemals aufgegeben. So ist für Bundeskanzler Willy Brandt 1970 „der Begriff der Nation das Band um das gespaltene Deutschland. [...] Nation umfaßt mehr als gemeinsame Sprache und Kultur, als Staat und Gesellschaftsordnung. Die Nation gründet sich auf das fortdauernde Zusammengehörigkeitsgefühl eines Volkes.“³³ Die Annäherungspolitik unter ihm und seinem Nachfolger Helmut Schmidt und die damit wachsende Angst vor

³² Reichtagsrede am 15. 5. 1971 (zit. nach Schweitzer 1979, 125).

³³ Vorstellung des „Berichts zur Lage der Nation im geteilten Deutschland“ im Bundestag am 14. 1. 1970 (zit. nach Schweitzer 1979, 453).

der geschichtlichen Kraft der Nationalidee veranlaßte dann in der DDR die Machthaber ab den siebziger Jahren dazu, den Begriff einer angeblich in ihrem Staat bereits verwirklichten *sozialistischen Nation* zu propagieren.³⁴

Zunächst wurde auch in der DDR an dem Begriff der einen deutschen Nation festgehalten, wie Volkskammer-Reden aus den ersten Jahren der Republik zeigen. So äußerte noch 1957 der Ministerpräsident Otto Grotewohl: „Deutsch handeln heißt den Zustand der nationalen Zerrissenheit überwinden und ein einheitliches, friedliebendes und demokratisches Deutschland herstellen.“³⁵ Aber schon 1967 ist erstmalig von einem „sozialistischen Vaterland“ die Rede.³⁶ Gleichwohl wird immer noch an dem einheitlichen Nationsbegriff festgehalten, denn zum selben Zeitpunkt sagt der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht: „Heute besteht die deutsche Nation im wesentlichen aus den Staatsvölkern zweier unabhängiger deutscher Staaten.“³⁷ Und ein Jahr später versucht er sich an einer geschichtliche Assoziationen erweckenden Begriffsprägung: „Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer Staat deutscher Nation.“³⁸ Signifikant ist aufgrund dieser langen Beibehaltung des einheitlichen Nationsbegriffs in der DDR, daß offenbar erst die Ostpolitik der sozialliberalen Bundesregierung einen Begriffswandel provoziert hat. So äußerte Ulbricht 1971, daß „sich in der DDR die Elemente des sozialistischen deutschen Nationalstaates entwickelten“³⁹. Vollends verfestigt hat sich der neue Begriff dann 1973, wenn der Volkskammer-Abgeordnete Wolfgang Rösser feststellt: „Es gibt zwei deutsche Staaten, die mit ihren entgegengesetzten Gesellschaftsordnungen den Grundwiderspruch unserer Zeit widerspiegeln. So existiert in der BRD die kapitalistische Nation fort; in unserem Staat entwickelt sich die sozialistische Nation.“⁴⁰ Und schließlich spricht Erich Honecker 1973 von der „sozialistischen Nation

³⁴ Erich Honecker, Rede vor der Volkskammer der DDR am 29. 5. 1973 (zit. nach Schweitzer 1979, 611).

³⁵ Rede in der 2. Volkskammer, 27. Sitzung, 8. 8. 1957 (zit. nach Schweitzer 1979, 541).

³⁶ Klaus Sorgenicht (SED), 4. Volkskammer, 25. Sitzung, 20. 2. 1967, S. 812 ff. (zit. nach Schweitzer 1979, 569).

³⁷ 4. Volkskammer, 26. Sitzung, 2. 5. 1967, S. 849 ff. (zit. nach Schweitzer 1979, 569).

³⁸ 5. Volkskammer, 7. Sitzung, 31. 1. 1968, S. 217 ff. (zit. nach Schweitzer 1979, 583).

³⁹ 6. Volkskammer, 2. Sitzung, 29. 11. 1971, S. 11 ff. (zit. nach Schweitzer 1979, 597).

⁴⁰ Wolfgang Rösser (NDPD), 6. Volkskammer, 8. Sitzung, 13. 6. 1973, S. 157 ff. (zit. nach Schweitzer 1979, 607).

unter Führung der Arbeiterklasse“⁴¹. Die neue Begriffsprägung fand dann auch konsequent ihren Niederschlag in der Streichung des Begriffs *Deutsche Nation* aus der DDR-Verfassung. Dieser DDR-spezifische Nationsbegriff (zumindest der von der DDR-Regierung gewollte und propagierte Begriff) enthält Elemente, die sich von der deutschen Begriffstradition deutlich unterscheiden. Und zwar hebt der Begriff der *sozialistischen Nation* völlig auf die Staatsform und damit die Organisation in einem einheitlichen Staatswesen ab und vernachlässigt die kulturellen und völkischen Aspekte, die in Deutschland bis dahin für den Nationsbegriff bestimmend gewesen waren. Man kann darin durchaus eine Modernisierung und eine Anpassung an den westdeutschen (offiziellen) Nationsbegriff im Sinne einer Staatsbürgernation sehen. Die alten (völkischen) Aspekte schlagen jedoch auch in der DDR noch gelegentlich durch, wenn etwa Hermann Axen 1976 von einer „sozialistischen Nation deutscher Nationalität“ schreibt.⁴² Auch die DDR-Elite kann also von dem über die Volkszugehörigkeit definierten Nationsbegriff nicht lassen. Daß dies wohl durchaus einer begrifflichen und gefühlsmäßigen Realität in der DDR-Bevölkerung entsprach, zeigt das Wiederaufleben eines völkisch und z. T. sogar rassistisch determinierten Nationalismus in den neuen Bundesländern nach der Wiedervereinigung.

Auffällig für den nationalen politischen Diskurs in Deutschland ist, daß hier die Politiker seit der Existenz eines deutschen Einheitsstaates stets das mangelnde Nationalgefühl der Deutschen beklagt hatten: Während freilich zumindest im Kaiserreich der zunehmende schärfere Nationalismus der Alldeutschen dazu eigentlich keinen Anlaß geboten hätte, so hatte man in der Bundesrepublik aufgrund der jüngsten deutschen Geschichte weit eher Grund zu einer solchen Vermutung. Kontrastiert man das durch Politikerreden erzeugte Bild der mangelnden Ausbildung nationaler Identität mit Umfrageergebnissen aus der Bundesrepublik vor der Wiedervereinigung, dann ergibt sich aber folgendes Bild: Zwar sank von 1974 bis 1984 die Zahl derjenigen, die glaubten, daß die Bundesrepublik und die DDR noch einer Nation angehören, von 70% auf 42%, während die Zahl derjenigen, die das nicht glaubten, von 29% auf 53% stieg; hierin schlug sich aber nur der für das moderne Verständnis von

⁴¹ Aus: *Neues Deutschland*, 28. 9. 1974 (zit. nach Schweitzer 1979, 611).

⁴² Hermann Axen, „Die Herausstellung der sozialistischen Nation in der DDR.“ In: *Probleme des Friedens und des Sozialismus*, März 1976 (zit. nach Schweitzer 1979, 612).

Nation wichtige Bedeutungsaspekt des gemeinsamen Staates nieder, der eben damals noch nicht vorhanden war. Allerdings hatte auch der Begriff *Deutschland* im Westen (im Unterschied zur DDR) eine spezifische Verengung erfahren, da 1979 wie 1984 konstant 57% damit die BRD meinten, und nur 27% die BRD und die DDR zusammen.⁴³ Doch sahen 1979 nur 25% der Befragten in der DDR *Ausland*, während 70% das verneinten.⁴⁴ Wenn aber von 1953 bis 1989 immerhin beständig eine Mehrheit der befragten Westdeutschen (nämlich zwischen 55% und 70%) für die Wiedervereinigung eintrat, konnte von einem mangelnden Bewußtsein über die herzustellende Einheit der deutschen Nation keine Rede sein.⁴⁵ Letztlich drückt sich darin aus, daß die *Deutsche Nation* für die Mehrheit der Deutschen eben doch beide deutsche Staaten zusammen umfaßte.

Nicht anders als realistisch kann auch die Auffassung einer Mehrheit interpretiert werden, die glaubte, daß sich Bundesdeutsche und DDR-Bürger bei anhaltender Teilung des Landes zunehmend auseinanderleben würden.⁴⁶ Die psycho-soziale Realität im wiedervereinigten Deutschland von heute spricht dafür, daß die damals befragten Bundesbürger in diesem Punkt realistischer waren als die pflichtschuldigen verbalen Bekundungen ihrer Politiker. Sie haben, und dies zeigen die Umfragen, Wunsch und Realität stets unterscheiden können und sich keinen überzogenen Hoffnungen hingeeben. Immerhin zeigen sich 1990 74% der befragten Westdeutschen erfreut über die deutsche Einheit.⁴⁷ Gegen die Annahme einer mangelnden nationalen Identität spricht es jedenfalls, wenn im gleichen Jahr immerhin 49% der befragten Westdeutschen der Meinung sind, daß das Nationsbewußtsein alle Deutschen verbinde, während dies in der damals Noch-DDR nur 30% bejahten.⁴⁸ Von konservativen Zeitkritikern wurde vor allem in den siebziger und achtziger Jahren den Westdeutschen häufig ein mangelnder Nationalstolz attestiert, für den dann gerne die Ostpolitik wie auch die Bildungspolitik der sozialliberalen Koalition verantwortlich gemacht wurden. Herangezogene Umfragen können diesen Verdacht jedoch nicht bestätigen. So äußern in einer west-

⁴³ Daten nach von Beyme (1988, 310 ff.).

⁴⁴ Daten von 1971 nach Schweigler (1973, 144).

⁴⁵ Daten nach Herbert/Wildenmann (1991, 74 ff.).

⁴⁶ Vgl. ebd.

⁴⁷ Vgl. ebd., 79.

⁴⁸ Daten nach Noelle-Neumann/Köcher (1987, 50).

europäischen Umfrage 1982 immerhin 59% der befragten Bundesdeutschen, daß sie stolz darauf seien, Deutsche zu sein. Der Hinweis auf die 76% Stolz auf die eigene Nation im europäischen Durchschnitt und die sogar 96% bei US-Amerikanern kann auch nicht für eine besonders schwache Ausprägung nationaler Identität allein bei den Deutschen erhalten. Immerhin liegt der Wert für die Holländer mit 60% kaum über dem der Westdeutschen.⁴⁹ Signifikante Unterschiede lassen sich allenfalls im Staatsverständnis feststellen: Denken von den befragten Westdeutschen dann, wenn vom Staat die Rede ist, mehr als sechsmal so viele (44%) eher an die Regierung als an die Staatsbürger (7%), so denken die Franzosen umgekehrt zuerst an die Staatsbürger (24%), während der Gedanke an die Regierung erst auf dem zweiten Platz folgt (23%).⁵⁰ Dies kann als Indiz dafür gewertet werden, daß der Begriff der *Staatsbürgernation*, wonach eine Nation vor allem durch das politische Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger gebildet wird, im deutschen politischen Bewußtsein immer noch nur relativ schwach verankert ist. Die Ausgrenzung ausländischer Mitbürger oder etwa die Tatsache, daß ein ostdeutscher Bürgermeister den Vorsitzenden des Zentralrates der Juden der Bundesrepublik Deutschland als „Israeli“ bezeichnet, sind ebenso ein Indiz für die noch schwache Verankerung des Begriffs der Staatsbürgernation in Deutschland wie die Tatsache, daß von der Bundesregierung für die Spätaussiedler aus dem Osten immer noch die „deutsche Volkszugehörigkeit“ (also ein kulturelles und völkisches Kriterium) als ausreichend zur Begründung einer deutschen Staatsangehörigkeit akzeptiert wird, während diese den hier geborenen und aufgewachsenen Gastarbeiterkindern nach wie vor verweigert wird.

In der Bundesrepublik drückten nach 1945 vor allem auch viele Nachkriegs-Schriftsteller und -Intellektuelle das Unbehagen an der eigenen Nation und die Scham über die jüngste Geschichte aus. Wenn es richtig war, von Deutschland als der „*verunsicherten Nation*“, der „*schwierigen*“, der „*suchenden Nation*“ zu sprechen, dann waren vor allem sie es, die diese Prädikate rechtfertigten. So dichtete Bertolt Brecht schon während des Zweiten Weltkrieges:

O Deutschland, bleiche Mutter!
Wie sitzt du besudelt
Unter den Völkern. [...]

⁴⁹ Daten von 1971 nach Greiffenhagen (1979, 336).

⁵⁰ Daten nach *Die Zeit* Nr. 38 vom 11. 9. 1992, 23.

Wie haben deine Söhne dich zugerichtet
 Daß du unter den Völkern sitztest
 Ein Gespött oder eine Furcht. (1981, 487 f.)

Gespött oder Furcht: In diesen von Brecht vermuteten Gefühlen anderer Nationen gegenüber Deutschland zieht sich die ganze Geschichte der deutschen Sonderentwicklung fokusartig zusammen, die dann nach 1945 zu einem nur sehr sparsam und vorsichtig geführten nationalen Diskurs geführt hat und dafür mitverantwortlich ist, daß der Nationsbegriff so wenig gebraucht wurde und daher nicht in seiner modernen Version in das Bewußtsein breiter Sprecherschichten vorgedrungen ist: Gespött wegen der kulturellen und geistigen Verspätung der Deutschen als europäische Nation; wegen ihrer Obrigkeitshörigkeit, ihrer romantischen Innerlichkeit und ihrer bis dahin gezeigten Unfähigkeit zu demokratischer, zivilisierter Politik. Furcht wegen der schrecklichen Auswirkungen, die das Handeln des deutschen Staates jeweils hatte, wenn der Nationalismus und die nationale Rhetorik (ob in imperialistischer oder in rassistischer Färbung) an ihren Höhepunkt kamen.

Besonders intensiv aber bringt Hans Magnus Enzensberger (1960, 7 ff.) in seinem Gedicht *Landessprache* das Unbehagen der westdeutschen Nachkriegsintellektuellen an ihrem Land zur Sprache. „Was habe ich hier verloren, in diesem „Land“, fragt sich der Autor, in einem Land, das ihm als „mundtoten feindesland“ vorkommt; mundtot, so kann man vermuten, wegen der Sprachlosigkeit gegenüber den Verbrechen der Geschichte. Identitätslos ist dieses „nacht- und nebelland“, „von abwesenden überfüllt, die wer sie sind nicht wissen noch wissen wollen“. Dieses Land, äußerlich wie innerlich zerrissen, gespalten, „zerraut sich sorgfältig mit eigenen Händen“, „ein aufgetrenntes, inwendig geschiedenes herz“. Und dann erinnert Enzensberger im Zentrum seines Gedichts, den Bogen bis an den Beginn des deutschen nationalen Denkens zurückschlagend, an Hölderlins *Gesang des Deutschen*, dessen Worte er aufnimmt, um sie in die ihm einzig zeitgemäß erscheinende Form umzuwandeln. Dichtete Hölderlin:

O heilig Herz der Völker, O Vaterland!
 Alldulndend gleich der schweigenden Mutter Erde
 und allverkannt. (Hölderlin 1984, 311 ff.)

So antwortet Enzensberger darauf:

deutschland, mein land, unheilig herz der völker,
 ziemlich verrufen, von fall zu fall,
 unter allen gewöhnlichen leuten

„Deutschland, bleiche Mutter“, „deutschland, unheilig herz“, es ist das Bild des Fluches, der auf Deutschland lastet, das sich hier in den Gedichten Brechts und Enzensberger wiederholt. 1977 schreibt Martin Walser dazu: „Wir haben die ganze Geschichte geerbt“, und kleidet dies in die Metapher: „Wir alle haben auf dem Rücken den Vaterlandsleichnam, den schönen, den schmutzigen, den sie zerschnitten haben.“ (Walser [1977], zit. nach Domdey, 1992)

Walser ist es auch, der den jüngeren Westdeutschen dann in den achtziger Jahren eine mangelnde Identifikation mit ihrer Nation und deren Geschichte vorgeworfen hat und der den nationalen Diskurs neu zu beleben versucht. Charakteristisch für die Realität des Nationbegriffs in der Bundesrepublik vor der Wiedervereinigung ist folgende Beschreibung: „Die Überlebenden und die Angehörigen der Opfer sehen sich wie durch einen Opernbühnentrick plötzlich nur noch entspannten, modernen, von allem Verbindlichen emanzipierten Individuen gegenüber. Deutsche, was ist das? Ost? West? Deutsches Volk? Nie gehört. Man ist allenfalls Kölner, Berliner, Stuttgarter, Franke oder Westfale, aber doch nicht Deutscher.“ (Walser [1979], zit. nach Domdey 1992) Im Heft des *Kursbuchs* zur Wiedervereinigung wird diese Haltung großer Teile der jüngeren Generation der alten Bundesrepublik so beschrieben: „Deutschland ist modern, aber nicht Deutsch“ (Domdey 1992). Sollte diese Beschreibung zutreffend sein, was ich einmal offenlassen möchte, dann ist jedenfalls durch die deutsche Wiedervereinigung das Problem des „Deutschseins“, der Begriffe *Deutsch* und *Deutsche Nation* wieder mit Macht ins Bewußtsein der Bevölkerung gerückt worden.⁵¹ War in der alten Bundesrepublik die Identifikation mit dem Staatswesen mittlerweile so ausgeprägt, daß der Philosoph Jürgen Habermas den Verfassungspatriotismus – eine für Deutschland völlig neue Vokabel – ins Zentrum des Diskurses über die nationale Identität rücken konnte, so meinte derselbe Habermas, nach der Wiedervereinigung enttäuscht konstatieren zu müssen, daß nunmehr ein „DM-Nationalismus“ an dessen Stelle gerückt sei (vgl. Habermas 1990, 62 f.). Die Ungleichheit der Erfahrungen, und sicher auch vieler Einstellungen, zwischen Ost- und Westdeutschen hat die nationale Identität und den Nationsbegriff in diesem Lande neuerlich in eine Schiefelage gebracht.

Vor allem sind es aber die zur Zeit bestehenden erheblichen ökonomischen und sozialen Unterschiede zwischen den beiden Teilen des wieder-

⁵¹ Vgl. dazu die neuen Untersuchungen von Hermanns (1992) und Teubert (1992).

vereinigten Deutschlands, die die Ausbildung einer in sich selbst ruhenden, ihrer Identität gewissen deutschen Nation in der näheren Zukunft eher nicht erwarten lassen; die Schwankungen des Nationsbegriffs zwischen völkischem und kulturell (oder gar kulturchauvinistisch) geprägtem Begriff auf der einen und dem Begriff der Staatsbürgernation auf der anderen Seite sind dafür nur ein Indiz. Für diese Vermutung sei nur ein Umfrageergebnis als Beleg genannt: Fühlten sich im Juni 1990, also unmittelbar vor der Währungsunion, 66% aller Ostdeutschen „eher als Deutsche“ und nur 28% „mehr als Bürger der DDR“, so hat sich das Verhältnis inzwischen nahezu umgekehrt: Nur noch eine Minderheit sieht sich in erster Linie als Deutsche, mehr als die Hälfte empfinden sich vor allem als Bürger der zusammengebrochenen DDR.⁵² Friedrich Schorlemmer, einer der Bürgerrechtler der DDR, heute SPD-Politiker, sprach daher von der „Spaltung in der Einheit“ und der „Spaltung durch die Einheit“, die heute eine politische Realität sei.⁵³

Es muß dann nicht mehr verwundern, daß lange nicht mehr gehörte Charakterisierungen des deutschen Selbstgefühls wieder zum Vorschein kommen, die sicher nicht nur auf den neuerlich aufkommenden Nationalismus ihre Auswirkungen haben werden, sondern vermutlich auch den nationalen Diskurs und die semantische Ausprägung von *Nation* in Deutschland nicht unangetastet lassen. So sprach jüngst der Schriftsteller F. C. Delius in einem Zeitungsinterview von der „überforderten Nation“ und hob die neuerliche „Schwierigkeit der Deutschen mit ihrer Identität hervor“, die er folgendermaßen beschrieb:

Viele Deutsche kommen mit ihrem Deutschsein nicht zurecht. Die einen leugnen es, die anderen übertreiben. Wer beispielsweise sagt, ‚Ich bin ein Deutscher‘, macht sich, egal welche Betonung fällt, irgendwie lächerlich. Es klingt aggressiv. Wir merken sofort, da verdreht einer etwas. Wir merken zumindest die Unsicherheit, gerade über das, was er da behauptet. Und weil diese Behauptung ihn selbst nicht so recht überzeugt, macht er sogleich irgendeine Minderheit dafür verantwortlich, daß der Satz ihm nicht die gewünschte Sicherheit verschafft.⁵⁴

5. Ausblick

Die Geschichte des Begriffs *Deutsche Nation* ist mit dem nunmehr territorial „saturierten“ wiedervereinigten Deutschland (ein Begriff Bismarcks) sicher noch nicht zum Stillstand gekommen. Alles deutet darauf

⁵² Daten nach *Die Zeit* Nr. 38 vom 11. 9. 1992, 23.

⁵³ Fernsehinterview „Wortwechsel“, Südwestfunk, 3. Programm, 4. 10. 1992.

⁵⁴ F. C. Delius, Interview in der *Süddeutschen Zeitung* vom 2./3./4. 10. 1992, S. 19.

hin, daß sich um diesen Begriff in Zukunft einige politische und diskursive Konflikte ranken werden. Dies werden nicht nur Konflikte zwischen Ost- und Westdeutschen sein. Einige Daten deuten darauf hin, daß der Begriff der Staatsbürgernation in Ostdeutschland noch weniger Verbreitung gefunden hat als in den alten Ländern der Bundesrepublik; das liegt u. a. an dem politischen System, das die Ausbildung eines solchen Begriffs systematisch behindert hat. Aber auch in Westdeutschland ist ein moderner Nationsbegriff zwar immer wieder von Politikern verwendet worden; daneben existierte jedoch bis heute der völkisch und kulturell determinierte (und daher antiquierte) Nationsbegriff der deutschen Tradition munter fort. Die kommenden (und sich jetzt schon durch eine erhebliche Intensivierung des nationalen Diskurses andeutenden) Auseinandersetzungen um die Definition von *Nation* und *Deutsche Nation* werden sich daher nicht nur zwischen Ost- und Westdeutschen, sondern auch unter den Anhängern verschiedener politischer Lager abspielen. Auffällig ist zumindest, daß sich der Begriff *Verfassungspatriotismus* überhaupt nicht hat durchsetzen können. Aber auch von der inneren (sozialen, politischen, ökonomischen) Verfaßtheit Deutschlands her wird jene – in der Geschichte immer wieder von deutschen Politikern apostrophierte – „innere Einheit“, die notwendige Bedingung für einen gefestigten Nationalstaat und damit für einen gefestigten Nationsbegriff ist, nicht so schnell gegeben sein, wie dies manche gerne gewollt hätten. Die Begriffsgeschichte von *Deutsche Nation* wird daher in Bewegung bleiben; zu hoffen bleibt aber, daß sie nicht wieder schädliche oder gar verbrecherische politische Bewegungen und Reaktionen hervorbringt.

6. Literatur

- Arndt, Ernst Moritz (o. J.): *Werke. Auswahl in 12 Teilen*. Hrsg. von August Lesson und Wilhelm Steffens, 1. Teil. Berlin.
- Beyme, Klaus von (1988): Das deutsche Nationsbewußtsein im internationalen Vergleich. In: ders.: *Der Vergleich in der Politikwissenschaft*. München, 310 ff.
- Blum, Hans (1897): *Die deutsche Revolution 1848–49*. Leipzig.
- Brecht, Bertolt (1981): *Gedichte*. Frankfurt/Main.
- Dierse, Ulrich/Rath, H. (1971): Nation, Nationalismus, Nationalität. In: Joachim Ritter et al. (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Darmstadt, Sp. 406 ff.
- Domdey, Horst (1992): „Feindbild BRD“. In: *Kursbuch 109*, S. 63–80.

- Enzensberger, Hans Magnus (1960): *Landessprache. Gedichte*. Frankfurt/Main.
- Enzensberger, Hans Magnus (1979): *Politische Brosamen*. Frankfurt/Main.
- Freytag, Gustav (1855): *Soll und Haben*. Leipzig.
- Greiffenhagen, Martin und Sylvia (1979): *Ein schwieriges Vaterland. Zur politischen Kultur Deutschlands*. München.
- Habermas, Jürgen (1990): „Der DM-Nationalismus. In: *Die Zeit* Nr. 14, S. 62 f.
- Heine, Heinrich: *Werke*. Hrsg. von Paul Stapf. Wiesbaden o. J.
- Herbert, Willi/Wildenmann, Rudolf (1991): „Deutsche Identität. Die subjektive Verfassung der Deutschen vor der Vereinigung“. In: Rudolf Wildenmann (Hrsg.): *Nation und Demokratie. Politisch-strukturelle Gestaltungsprobleme im neuen Deutschland*. Baden-Baden, S. 71–98.
- Hermanns, Fritz (1989): „Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“. In: Josef Klein (Hrsg.): *Politische Semantik*. Opladen, 69 ff.
- Hermanns, Fritz (1992): „Ein Wort im Wandel: *Deutsch* – was ist das? Semiotisch-semantische Anmerkungen zu einem Wahlplakat der CDU (1990)“. In: Armin Burkhardt/K. Peter Fritzsche (Hrsg.): *Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von ‚Wende‘ und ‚Vereinigung‘*. Berlin–New York, S. 253–266.
- Hölderlin, Friedrich (1984): *Sämtliche Werke. Kritische Textausgabe*. Hrsg. von D. E. Sattler, Bd. 5. Frankfurt/Main.
- Kant, Immanuel (1964): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798/1800). In: *Werke*. Bd. 6. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Wiesbaden, S. 158 f.
- Lepsius, M. Rainer (1982): „Nation und Nationalismus in Deutschland“. In: Heinrich August Winkler (Hrsg.): *Nationalismus in der Welt von heute*. Göttingen (= Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft, Sonderheft 8), S. 12 ff.
- Meyer, Hermann/Langenheck, Wilhelm et al. (Hrsg.) (1966): *Grundzüge der Geschichte*. Quellenband II. Frankfurt/Main.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Köcher, Renate (1987): *Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern*. Stuttgart.
- Plessner, Helmuth (1982): *Die verspätete Nation. Über die Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Frankfurt/Main 1959 (zuerst 1935); zit. nach ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. VI. Frankfurt/Main.
- Pross, Harry (1991): „Ritualisierung des Nationalen“. In: Jürgen Link/Wulf Wülfing (Hrsg.): *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität*. Stuttgart.
- Röhrich, Wilfried (1983): *Die verspätete Demokratie. Zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland*. Köln.
- Sauer, Wolfgang (1962): „Das Problem des deutschen Nationalstaates“. In: *Politische Vierteljahresschrift* 3, S. 168 ff.

- Schweigler, Gebhard (1973): *Nationalbewußtsein in der BRD und der DDR*. Düsseldorf.
- Schweitzer, Carl Christoph (1979): *Die deutsche Nation. Aussagen von Bismarck bis Honecker*. Köln.
- Sulzbach, Walter (1962): „Zur Definition und Psychologie von ‚Nation‘ und ‚Nationalbewußtsein‘“. In: *Politische Vierteljahresschrift* 3, S. 154 ff.
- Teubert, Wolfgang (1992): „Die Deutschen und ihre Identität.“ In: Armin Burkhardt/K. Peter Fritzsche (Hrsg.): *Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von ‚Wende‘ und ‚Vereinigung‘*. Berlin–New York, S. 233–252.
- Walser, Martin (1977): „Über Deutschland reden“; zit. nach Horst Domdey: „Feindbild BRD“. In: *Kursbuch* 109, 1992.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen.
- Zeumer, Karl (1904): *Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit*. Leipzig.